

»Stört es dich nicht, dass sie ihren Mann betrügt? Dass sie Kinder hat?«

»Nicht mein Problem.«

»Und wenn ihr Mann es spitzkriegt und sie sich am Ende scheiden lassen?«

»Sie ist ein erwachsener Mensch, es ist ihre eigene Entscheidung.«

Ich lachte.

»Jetzt mal ehrlich«, sagte er ohne das leiseste Lächeln. »Wenn du deine Frau betrügen könntest und ich dir garantieren würde, dass es nicht die geringste Chance gibt, dass sie je davon erfährt – würdest du es tun?«

»Ich bitte dich, das ist doch lächerlich –«

»Mit anderen Worten, ja.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Jeder Mann würde es tun. Und stell dir vor, auch die meisten Frauen. Wenn du mir jetzt sagst, du würdest niemals betrügen, es sei falsch, unmoralisch, dann sage ich dir: Du redest Scheiße. Was ist denn die Alternative? *Nicht* zu betrügen? Immer den gleichen langweiligen Sex mit derselben Frau bis ans Lebensende? Versteh mich nicht falsch, ich liebe meine Frau, wie gesagt, ich möchte mit ihr zusammen alt werden und sie im Pflegeheim mit Kartoffelbrei füttern, wenn wir neunzig sind. Aber wenn man sich das klarmacht, muss man doch verrückt sein, nicht fremdzugehen. Wie heißt es so schön: Wie man es macht, macht man es falsch. Warum es dann nicht gleich falsch machen und richtig ficken?«

Unser Essen kam. Mir gelang es, das Gespräch auf andere Themen als außerehelichen Sex zu lenken. Hauptsächlich unterhielten wir uns über gemeinsame Bekannte aus der Zeit, als wir noch zusammenwohnten. Ich hatte mit einigen, die Rob aus den Augen verloren hatte, Kontakt gehalten und brachte ihn auf den neuesten Stand, was sie jetzt machten.

Gegen Ende suchten wir beide händeringend nach Gesprächsstoff, und wir waren erleichtert, als die Rechnung kam. Ich schlug vor, sie zu teilen, aber er bestand darauf zu bezahlen.

»Geht auf Music Mania«, sagte er.

Kaum waren wir draußen, setzte er seine verspiegelten Aviators auf, obwohl es bedeckt war und nieselte.

»Überleg es dir mit der Wohnung und sag Bescheid, wohin die Reise geht«, sagte ich. »Ich glaube, es wird dir da gefallen, ganz bestimmt, und wenn du ein Angebot abgeben und den Vertrag schnell abschließen willst, setze ich mich gleich dran.«

Ich merkte, dass er nicht zuhörte.

»Klingt gut«, sagte er mit Blick auf sein Handy. »Scheiße, es ist schon spät. Ich muss zu einer Besprechung, dann geht es zurück ins Hotel, ein bisschen ausruhen vor meinem großen Date heute Abend. Viel Schlaf werde ich wohl nicht kriegen.« Er sah mich an. »Du bist rasend neidisch. Du kannst es abstreiten, so viel du willst, aber verbergen kannst du es nicht.«

Wir umarmten uns, klopfen uns auf die Schulter und gingen dann auseinander.

3

Als ich Larry Stein bei unserem Termin um halb zwei zu Gesicht bekam, war mir sofort klar, dass dies eine Nullnummer werden würde. Am Telefon hatte er sich älter angehört, schätzungsweise vierzig, tatsächlich war er Ende zwanzig, höchstens dreißig. Schlimmer noch, am Telefon wirkte er wie ein ernsthaft interessierter Käufer; er wohne zurzeit zur Miete, arbeite an der Wall Street und suche nach einer großen Zwei-Zimmer-Wohnung, in der sich das Schlafzimmer teilen ließe, oder die man zu einer kleinen Drei-Zimmer-Wohnung umbauen könne, im Millionen-Preissegment. Jetzt, leibhaftig vor mir, trug er einen billigen Anzug und eine gefälschte Rolex, die er wahrscheinlich für zehn Dollar bei einem Straßenverkäufer erstanden hatte.

Im Büro versuchte ich nun, mir ein genaueres Bild von ihm zu machen, erkundigte mich nach seiner Herkunft, seinem Beruf, und dabei hatte er erwähnt, eher beiläufig, er arbeite als stellvertretender Filialleiter in einem Geschäft für Koffer und Taschen an der Wall Street. »Ich arbeite an der Wall Street« war offenbar wörtlich gemeint gewesen. Ich fragte ihn, ob er noch ein zusätzliches Einkommen habe, und er antwortete, er verfüge über Vermögen.

Ich war skeptisch. Er kam mir wie einer dieser Blindgänger vor, die sich am Wochenende einen Spaß daraus machten, an offenen Wohnungsbesichtigungen teilzunehmen, dennoch zeigte ich ihm die Wohnung in der 90th Street. Er löcherte mich mit Fragen: ›Wie steht es um die Hausfinanzen?‹ ›Wer sitzt im Co-op-Verwaltungsrat?‹ ›Woher kommen die Doormen?‹ ›Sind die Heizkosten inklusive?‹ Nachdem wir ungefähr zwanzig Minuten in der Wohnung verbracht hatten, und er zwischendurch sicher fünf-, sechsmal ins Badezimmer gegangen war, fragte er: »Wie hoch wäre meine monatliche Belastung?«

»Angenommen, Sie zahlen zwanzig Prozent an, liegt sie bei ungefähr dreitausendsechshundert.«

»Warum so viel?«

›Vielleicht weil es ein Millionendollar-Apartment ist‹, dachte ich im Stillen, gab mich nachsichtig und sagte: »Bei tausendsechshundert Dollar Instandhaltungskosten kommt das dabei heraus.«

»Das übersteigt meine Mittel«, sagte er.

Einmal durchgeatmet, dann sagte ich: »Möchten Sie sich preiswertere Wohnungen ansehen?«

»Heute habe ich keine Zeit. Aber ich werde wieder auf Sie zukommen.«

Da wusste ich, dass ich nie wieder von ihm hören würde.

Auf dem Weg nach Downtown, die Third Avenue entlang, simste ich Rob McEvoy. *Cool, Mann, unser Wiedersehen! Wieder auf dem neuesten Stand, toll, und wenn du*

noch Fragen zu der Wohnung hast, melde dich einfach!

Rob war im Moment mein heißester Anwärter – ehrlich gesagt, mein *einzigster* Anwärter. Schlimmer noch, ich brauchte diesen Abschluss unbedingt. Die Provision für ein Zwei-Millionen-Apartment betrug 120000 Dollar. In diesem Fall müsste ich sie mir mit einem anderen Makler teilen, und auch meine Firma holte sich ihren Schnitt, aber nach Steuern würde mein Anteil praktisch mein gesamtes Jahreseinkommen ausmachen.

Wenn ich den Abschluss versammelte ... aber darüber wollte ich lieber gar nicht nachdenken.

Rob schickte mir eine Antwort: *Mach ich ... ja, mach ich!!!*

Okay, ich gebe zu, ich war neidisch auf Rob. Nicht auf seine Sexgeschichten, sondern auf seine Karriere. Klar, er war ein Arschloch, aber er verdiente Geld, arbeitete im Musikgeschäft. Vor meiner Ehe war ich Studiogitarrist gewesen, manchmal tourte ich mit Bands durch Amerika, einmal auch Europa. Meine Gage war unregelmäßig, ich war oft pleite und schlief bei Freunden auf dem Sofa, aber ich war ein sauguter Gitarrist, es war die glücklichste Zeit meines Lebens.

Mir fehlte ein Beruf, der mich erfüllte.

Ich wartete auf dem Pausenhof der Grundschule P.S. 158, einem massiven Vorkriegsbau in der York Avenue, zusammen mit anderen Eltern, bis Jonahs Klasse nach draußen kam.

Dieser Moment bildete immer das Highlight meines Tages. Weil Maria in der PR-Abteilung eines Finanzdienstleisters vollzeitbeschäftigt war, meine Arbeitszeit dagegen flexibel, konnte ich das Hinbringen und Abholen erledigen, statt einen Babysitter zu engagieren wie viele andere Elternpaare in Manhattan. Manche Männer hätten es vielleicht nervig gefunden, für mich dagegen war das Zusammensein mit Jonah immer so, als würde ich Zeit mit meinem besten Freund verbringen. Ich machte alle seine Klassenfahrten mit, war jeden zweiten Freitag sein Lese- und Mathe-Buddy, und begleitete ihn zu den wichtigsten Schulveranstaltungen, zum Beispiel zum Batiktag, Walkathon, Tanzabend und zur Halloween-Party.

Es war so weit, ein scheinbar endloser Strom kreischender lebhafter Kinder verließ die Schule, doch Jonahs Klasse verspätete sich. Upper East Siders konnten genauso cliquenhaft sein wie ihre Kinder, und die Eltern standen in ihren angestammten Gruppen zusammen. Es gab die Clique der berufstätigen Mütter, der Yoga-Mütter, der Soul-Cycle-Mütter, der Mütter von der Eltern-Lehrer-Vereinigung, der Großmütter, der nichtberufstätigen Väter und der Babysitter. Morgens gab es die Clique der »Anzug-Väter«, hochnäsige Schnösel, die sich alle von irgendwoher kannten und immerzu Anspielungen auf ihre »Firmen« und »Fusionen« und »Buyouts« machten. Wenn ich in meinem Business etwas gewiefter gewesen wäre, hätte ich diese Fahrdienste als Gelegenheit zum Einschleimen genutzt, so wie manche die AA-Meetings, die ich besuchte. Ich hätte mich in jedes Gespräch einmischen und meine Visitenkarte unter die

Leute bringen können. »Hey, falls Sie zufällig jemanden kennen, der eine Wohnung sucht, melden Sie sich.« Aber Arschkriecherei war nicht mein Stil.

Während ich wartete, geriet ich in Hörweite einer Unterhaltung zwischen Stacy Katz und Geri Sherman von der Eltern-Lehrer-Vereinigung. Ich sagte nichts, lächelte nur und nickte ab und zu. Sie sprachen über den Lehrplan und einen bevorstehenden Ausflug zum South Street Seaport.

Ich hatte Stacy und Geri nie in einem irgendwie sexuellen Sinn wahrgenommen. Mir war aufgefallen, dass sie attraktiv waren, aber konkret daran gedacht hatte ich nicht. Doch jetzt hörte ich Bobs Stimme im Ohr: *Du solltest mal die Mütter auf der Schule meiner Tochter sehen*. Wenn er jetzt hier wäre, würde er Geri anmachen, definitiv. Sie war eine kleine Brünnette, Anfang vierzig und mitten in einer Scheidung. Von einem anderen Vater hatte ich erfahren, dass sie ihren zukünftigen Ex betrogen hatte – sie war also genau Robs Typ.

Ich schaute mich um und fragte mich, welche Mütter Rob sonst wohl noch anbaggern würde. Karen Schaeffer, eine der SoulCycle-Mütter, war glücklich verheiratet, doch das würde Rob nicht abhalten; eher wäre es für ihn eine Herausforderung. Vielleicht würde er auch eine der Yoga-Mütter anmachen, Kirsten Lasher, Jenny Liang oder Danielle Freidman, ja, Danielle auf jeden Fall. Sie war mit einem arbeitssüchtigen Neurochirurgen verheiratet, dem man diverse Affären nachsagte. Sie war Ende dreißig, aber sah immer noch klasse aus. Enge Jeans, hochhackige Stiefel und einen Ausschnitt, der einen tiefen Blick ins Dekolleté erlaubte, das war das typische Danielle-Outfit. Seit einiger Zeit verabredete sie sich häufiger für Spielnachmittage mit Greg Langley, einem nicht berufstätigen Vater, der, wie ich gehört hatte, mit seiner Frau in einer Eheberatung war; gut vorstellbar, dass sie sich nicht nur zum gemeinsamen Spielen mit ihren Kindern trafen.

Robs Idee, dass irgendwann jeder seinen Ehepartner betrog, kam mir absurd vor, obwohl ich irgendwo gelesen hatte, siebzig Prozent aller Verheirateten würden zu irgendeinem Zeitpunkt ihrer Ehe betrügen. Falls das zutraf, musste es unter den Eltern an der Schule ganz schön viele außereheliche Beziehungen geben, und ich hatte noch nie davon gehört.

»Hi, Daddy.«

Jonah stand vor mir. So tief in Gedanken versunken, hatte ich gar nicht gemerkt, dass seine Klasse aus der Schule gekommen war.

»Hey, Kiddo«, sagte ich und küsste ihn auf die Stirn. Jonah hatte hellbraunes Haar, aber früher oder später würde es dunkler werden, weil Maria und ich beide dunklere Haare hatten. »Wie war es in der Schule?«

»Okay. Kaufst du mir ein Eis?«

»Nein, kein Eis. Du hast an zwei Tagen hintereinander Eis gehabt.«

»Ach komm, Dad. Bitte.«

»Zu Hause gibt es einen gesunden Snack«, sagte ich. »Und danach gehen wir in den Park und spielen ein bisschen Basketball, ja? Ist das cool oder nicht?«

»Cool«, sagte er, und wir klatschten uns ab.

Später, nach Basketball und Eis – ja, ich bin eingeknickt –, gingen wir zu unserem Wohnblock, einem bescheidenen, aber gut erhaltenen Nachkriegsbau mit Doorman in der 83rd Street zwischen First und York Avenue. Leider wohnten wir zur Miete, wir konnten uns keine Eigentumswohnung leisten, eine Eigentumswohnung in der Upper East Side wäre eine riesige Investition. Nachdem die Second Avenue Subway endlich eröffnet hatte, war die Nachfrage in unserem Viertel sprunghaft angestiegen, hauptsächlich dank des Zuzugs der Hipster aus dem überteuerten Williamsburg. Trendy Restaurants und Bars mit Live-Musik und sogar Varietés hatten in der Gegend eröffnet, und erst kürzlich war ich an einer Reihe neuer veganer Cafés vorbeigekommen, immer ein sicheres Zeichen dafür, dass ein Stadtviertel abhebt.

Unsere Wohnung hätte man auf dem Markt als *junior four* anbieten können, eine Zwei-Zimmer-Wohnung, aber eigentlich war es nur eine Ein-Zimmer-Wohnung. Jonah bewohnte das Schlafzimmer, und wir hatten in der Ess- oder Arbeitsnische im Wohnzimmer noch eine Wand eingezogen, um ein zweites Schlafzimmer zu haben. Die Wohnung war zu klein für drei Personen, aber bei Marias Gehalt und meinen Provisionen konnten wir uns nicht mehr leisten. Eine Zeitlang klappte das, aber schon für zwei Personen war eigentlich nicht genug Platz – kommt noch ein Kind hinzu, wird es beinahe unmöglich.

Ich saß mit Jonah im Wohnzimmer und half ihm bei den Hausaufgaben, als Maria hereinkam. Sie hatte für ein paar Tage dienstlich in Houston zu tun gehabt und zog ihren Koffer hinter sich her in die Wohnung. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, die Haare zu einem straffen Pferdeschwanz zusammengebunden.

»Mommy!« Jonah lief seiner Mutter in der Tür entgegen.

Sie beugte sich zu ihm hinunter und umarmte ihn. »Hallo, mein Süßer, wie geht es dir? Du hast mir so gefehlt.«

»Du mir auch.«

»Ich möchte ganz genau wissen, was du gemacht hast. Ich ziehe mich nur eben schnell um, okay?«

»Okay.«

»Hey«, begrüßte mich Maria.

Sie küsste mich flüchtig auf den Mund und ging ins Schlafzimmer.

Unsere Beziehung hatte sich sehr verändert. Als ich sie vor dreizehn Jahren bei einem meiner Gigs Downtown kennenlernte, trug sie einen engen Minirock aus Leder, Netzstrümpfe, einen Igelschnitt und Nasenring und saß allein am Tresen.

Normalerweise war ich zu schüchtern, um Frauen anzusprechen, aber in dem Fall war ich ohne zu zögern auf sie zugegangen und hatte gesagt: »Hey, ich bin –«

»Jack Harper«, fiel sie mir ins Wort.

»Verzeihung«, sagte ich, »aber woher kennst du –«

»Ich war bei eurem Auftritt letzte Woche und in der Woche davor bei dem in Brooklyn.« Sie strahlte. »Ich liebe deine Musik. Du spielst wahnsinnig gut.«

Wir gingen zusammen aus, und nach einer Woche sprachen wir von uns als Seelenverwandte. Sie kam zu meinen Auftritten und jubelte mir vorne an der Bühne zu. Ihre Begeisterung schien mir übertrieben, aber natürlich schmeichelte mir der Beifall